

---

# Ideologie und Toleranz

Kein Ende des Kriegs der Werte

Martin Meyer

---

Wir leben in schwierigen Zeiten. Ein kurzer Blick auf die aktuelle Weltlage genügt, dies zu belegen: Kriege und Hungersnöte, Seuchen und Katastrophen liefern den Stoff für die Schlagzeilen von Tag zu Tag, und neuerdings werden sogar bestialische Ritualmorde vor laufenden Kameras vorgeführt. Von der besten aller möglichen Welten scheinen wir Lichtjahre entfernt; selbst die Euphorien, die mit dem Jahrhundertdatum von »1989« entflammten, sind zum größeren Teil verflogen. Denn ein zweites, ähnlich markantes Datum – nun: des Schreckens – wirft inzwischen seine Schatten. Seit dem 11. September 2001 hat das Gespenst des *Terrorismus* sein Gesicht gezeigt. Das Fanal von New York und Washington lehrt uns, daß es offenbar möglich ist, Tod und Sabotage auch in die Herzbezirke der westlichen Zivilisation zu tragen. Doch der Terrorismus ist in diesem Falle nur die Außenseite des Phänomens. Seine ebenso beunruhigende Innenseite meint den *Fundamentalismus* der islamistischen Doktrin – eine politische Theologie von außerordentlicher Sprengwirkung. Es war nun allerdings nach dem Spannungsabfall des weltpolitischen Gegensatzes zwischen Ost und West im Gefolge der friedlichen Revolutionen von Berlin über Moskau bis nach Bukarest und Prag von niemandem erwartet worden, daß sich die Geschichte schon nach zwölf Jahren abermals so heftig wieder erhitzen würde.

Besondere Aufmerksamkeit bei diesem Thema verdient der *Zusammenprall* sehr verschiedener Denk- und Lebensformen: einerseits der »westlichen« Lebensform, worunter wir etwa Freiheit und Autonomie, Toleranz und Selbstverantwortung verstehen, und anderseits der »östlichen« Lebensform, sofern diese einen harten, alle Bereiche des Daseins irgendwie regulierenden Glauben einfordert und zu realisieren versucht. Denn dieser Zusammenprall – übrigens weniger von ganzen »Kulturen« als vielmehr von bestimmten Haltungen und politisch-sozialen Gebilden – ist nicht nur eine entscheidende Herausforderung für die kommenden Jahrzehnte; er treibt auch einen »Krieg der Werte« hervor, wie wir ihn seit den Eskalationen des Kalten Kriegs kaum mehr für möglich hielten.

Meine Ausführungen hierzu möchte ich in drei kürzere Kapitel gliedern. Das erste Kapitel befaßt sich mit unserer westlich-spätmodernen Lebensart, wie sie sich *per se*, also in ihrem un-politischen Selbstverständnis, präsentiert. Das zweite Kapitel geht Problemen nach, die sich aus der ideologischen Verschärfung seit der Hochblüte des internationalen Terrorismus ergeben. Das dritte Kapitel schließlich versucht, aus den beiden ersten Kapiteln ein paar Schlüsse – auch für unsere alltägliche Lebenspraxis – zu ziehen. – Erstens denn:

---

### Lebenswelten der Spätmoderne

---

Wir aufgeklärte Zeitgenossen der Spätmoderne sind keine Überzeugungstäter. Ich kann es auch anders formulieren: Starke oder gar »letzte« Werte, fundamentale Ansichten, harte Vorstellungen zum »richtigen Leben« und anderes mehr aus der *Vorgeschichte* einer liberal-kritischen, pluralistisch geeichten Haltung zum Dasein sind uns eher fremd. Dies hat natürlich Gründe. Einerseits läßt es sich *historisch* verstehen: Nämlich als Abkehr von den großen Ideen und Ideologien, die bekanntlich seit dem späteren 19. Jahrhundert ihr Unwesen trieben und sich dann Welt und Mensch gefügig machen wollten: sei es unterm Emblem von Faschismus und Nationalsozialismus, sei es unter der Fahne von Hammer und Sichel. Daß sich das alte Europa sozusagen mit einem und durch einen Überdruck an politisierten Werten selbst in den Untergang sprengte, veranlaßte dasselbe Europa – nach 1945 und dort, wo es fortan die Früchte der Freiheit genoß –, mit solchen Werten vorsichtig umzugehen. Demokratie und Rechtsstaat, individuelle Kompetenz und soziales Netz, dazu die Anerkennung der entsprechenden Spielregeln, das waren Errungenschaften, die vielerorts aus den Trümmern des Willens zur Macht geboren wurden.

Andererseits läßt sich jene Wende zum bekenntnisschwachen Typus auch *funktional* verstehen. Was ist damit gemeint? Nun, eine Welt, die ihrerseits vom wissenschaftlich-technischen Fortschritt zehrt, in der die Hypothesen dominieren, in der alle Abläufe auf Versachlichung und Rationalität drängen, eine Welt, die laufend Traditionen hinter sich läßt und beschleunigt Neues produziert, eine solche Welt braucht Menschen, die zu ihr passen – zunächst einmal als *Funktionsträger*. Denn es ist ja nicht eigentlich so, daß sich die Menschen die ihnen wünschbaren Welten einfach erschaffen, sondern im Gegenteil dergestalt, daß die modernen Lebenswelten als Prozeßwelten und Strukturwelten weitestreichender Interdependenzen nach ihren tüchtigen Gehilfen und Maschinisten Ausschau halten, die kompetent und verzugslos umsetzen, was vom »Betrieb« und seinen beschleunigten Veränderungen verlangt wird. Der große deutsche Soziologe Max Weber erkannte dies schon früh, als er die Moderne als eine Epoche der »Entzauberungen« bezeichnete und als eine wesentlich »anethisch« gewordene Welt. Sie fordert, wie es etwas später dann Ernst Jünger formulierte, den »Arbeiter« im weitesten Sinne einer Befähigung, den Dienst an der Sache, das heißt: im Funktionshaushalt, erfolgreich zu bestehen.

Zur Selbstbeobachtung der Moderne wie der Spätmoderne gehört also die Einsicht: Wir *alle* sind »Arbeiter«. Man kann es auch so sagen: Unser Leben, das zum wesentlichen Teil Arbeitsleben ist, gelingt unter der Prämisse, daß wir die Klaviatur der Funktionen, die von uns gefordert werden, angemessen bedienen. Beweglichkeit, Milieukompetenz, Lernbereitschaft, Seelenstärke, Optimismus, Gesundheit – und was der Qualifikationen mehr sind: so sollen wir in Erscheinung treten; und nicht als

Grübler, Murrköpfe, Traditionalisten, Träumer oder Betriebsschnecken. Es ist dann auch transparent, daß ein so beschriebenes Umfeld weder seinerseits irgend starke Werte und Überzeugungen stellt – denn alles steht ja unter dem Verdacht von Hypothese, *trial* und *error* – noch einen Menschen begünstigt, den es eben dazu ziehen würde. Kurz, unser Leistungsbegriff ist eminent auf die Flexibilität geeicht, und diese innere und äußere Mobilität setzt letztlich auch einen geistigen Kompaß voraus, der orientierungsschnell reagiert, statt nach dem Unveränderlichen zu suchen.

Dies bedeutet weiter, daß wir zunehmend in und mit *verschiedenen Identitäten* leben: als Rollenträger in Arbeit und Beruf, als Multitalente zwischen Haus und Herd, als Freizeitgestalter unserer Fitness wiederum zum Nutzen der Konkurrenzgesellschaft und schließlich als hoffentlich kluge Verwalter unserer bald unbeschränkten Alterungsfähigkeit. Man kann das an beliebigen Biographien ablesen – selten noch verlaufen sie linear im traditionellen Sinne, viel häufiger setzen sie sich zusammen aus Lebensabschnittskonditionen einer als höchst dynamisch empfundenen Zeit. Gewiß, irgendwann ist es dann doch einmal »aus« – und wir mögen uns kurz vor dem Ende mit einer gewissen Verwunderung gefragt haben, ob dies schon »alles« gewesen sei. – Oder nochmals anders gewendet: die alte, aus langen Traditionen gewachsene Frage nach dem guten Leben ist der Frage nach dem geglückten Leben gewichen. Das geglückte – nicht das glückliche – Leben ist seinerseits maßgeblich *Jetztzeit-Leben*: Erfüllung in der Gegenwart mitsamt den zugehörigen Prämien des Erfolgs, vom Zweitwagen über den Swimmingpool bis zum Wellness-Wochenende. Nicht die früher so geschätzte Akkumulation der Güter zum Zwecke einer dadurch gestaltungsreicheren Zukunft rangiert heute auf der Werteskala an prominenter Stelle; es gilt die rasche Umsetzung der Ressourcen ins *Hic et Nunc*. Ähnlich hat sich der Fokus zwischen Allgemeinem und Privatem verschoben. Nicht die früher kaum befragte Struktur der »klassischen« Familie mit Langzeitgewissen und Generationenverbund ist das noch wünschbare Modell der Lebensplanung; am liebsten genösse man gleichzeitig die Unabhängigkeit der *singles* mit dem finanziellen Mehrwert des kinderlosen Business-Paares und dazu – denn doch – zwei in jeder Hinsicht gelungene Sprößlinge.

Natürlich ist das so geschilderte Bild überzeichnet. Aber wo es mit den Realitäten nicht übereinstimmt, werden eher die Realitäten beargwöhnt – als rückständig und fortschritthemmend, im schlimmeren Falle als reaktionär. Der *Individualismus* – vielleicht gar der Hedonismus, etwa des Werbespruchs »Weil ich es mir wert bin!« – ist die Leitplanke, an der der Mensch der Spätmoderne entlangrast, um sich seine Wünsche zu erfüllen, und dagegen ist zunächst ja auch nicht allzuviel einzuwenden: Wer so sehr unter Leistungsdruck steht, soll sich selbst auch etwas leisten können. Allerdings dominiert der *Homo oeconomicus* unsere Lebenswelt wie nie zuvor: Es sind die von ihm geschöpften Werte, die uns maßgeblich beschäftigen als das maßgeblich Erstrebenswerte. Diese Werte werden nun freilich ihrerseits kaum noch in die Funktionszange genommen – sie gelten, wie etwa Geld und Einfluß, Renommee und Weisungsbefugnis, nicht auf ein »Wofür« und »Wozu« hin; gelten im Gegenteil, jedenfalls tendenziell, absolut. Einen ähnlichen Schrumpfprozeß durchläuft die einst so genannte *Bildung*. Sie versteht sich inzwischen in erster Linie als Ausbildung für ein marktfähig einsetzbares Wissen, und dies selbst in Domänen – wie etwa den alten Geisteswissenschaften –, die ihrem früheren Selbstverständnis nach wie auch in der Wahrnehmung der Öffentlichkeit dafür sorgen sollten, daß die jungen Akademiker

auf Wilhelm von Humboldts Spuren noch so etwas wie eine »Gesamtsicht« auf die Welt entwickeln mochten. Deren Professoren geht es übrigens auch nicht besser: Unter dem Druck des Relevanznachweises ihrer gelehrten Tätigkeit verschweigen sie den interessierten Behörden mittlerweile lieber den Aufsatz in der Fachzeitschrift zugunsten eines – gedruckten oder auch ungedruckten – Leserbriefs an den »Spiegel«.

Es fiel nicht schwer, mit weiteren Exempla die »materialistischen« Zuspitzungen innerhalb unserer Lebenswelten – die gewiß nur einen Teil der Sache definieren – bis zur *Karikatur* weiterzutreiben: von den jugendlichen Rasern, die mit geliehenen Kleinwagen die Gegend wie mit Geschoßen durchmähen, über die Manager, die aus jedem Versagen einen weiteren güldenen Fallschirm öffnen, oder die Disco-Kids, die sich bei ohrenbetäubendem Gedröhne gegenseitig – zum Glück – nichts mehr zu sagen brauchen, bis zu uns allen, die wir nächstens noch durch die Fernsehkanäle zappen, um immer nur ein endloses Rauschen von Wörtern und Tönen zu erfahren. – Was ist das Leben? Wofür, wodurch, wohin lebe ich? Wo beginnt, wo endet meine Verantwortung? Gibt es ein »Anderes« zu dieser meiner Lebenswelt? Solche und weitere Fragen aus dem eher »spirituellen« Bereich – womit ich nicht die Einzugschneisen der Esoterik-Industrie gemeint hätte –, solche Fragen bleiben dabei irgendwie auf der Strecke, wie man passenderweise in Ansehung der zeitgeistigen Lage formulieren müßte.

Kulturkritik ist aber etwas billig, und sie hilft selten weiter. Bevor ich zum zweiten Kapitel meines Referats komme, möchte ich deshalb noch einiges Positive memorieren. Die vergangenen fünfzig Jahre haben der westlichen Welt und zumal Europa einen bisher nie bekannten *Wohlstand* gebracht: durch Fleiß, Engagement, Neugier, Ausdauer und was dieser Tugenden mehr sind. Das politische Dach, unter dem dies möglich wurde, hieß und heißt Demokratie und Rechtsstaat, liberale und soziale Kompetenz. Daß dies alles aus den Ruinen von 1945 so schnell so erfolgreich anlief, verdankt Europa zu bedeutendem Teil der Schutzmacht Amerika, wofür auch heute noch eine Art von Reverenz angebracht wäre. Das Datum der »leisen« Revolutionen von »1989« brachte dann etwas tatsächlich Unerhörtes in die Geschichte ein: das von keinem Propheten vorausgesehene Ende einer Welt-Diktatur und damit das Ende des Kalten Kriegs, will auch sagen: das Ende der möglichen atomaren Katastrophe zwischen Ost und West. Zum ersten Mal in der Historie konnte deshalb die Vermutung aufkeimen, daß ein sogenanntes »Ende der Geschichte« abzusehen wäre: der Weg in die Richtung eines mehr oder minder »ewigen« Friedens für den Globus – (noch) nicht im einzelnen, doch gleichsam im »*grand design*«.

Schon vor dem Hintergrund solcher Ereignisse und Entwicklungen in ein vermutlich *postideologisches Zeitalter* wäre nun zu fragen gewesen: wie läßt sich ein politisch vernünftiges, ökonomisch erfolgreiches, sozial verträgliches und auch noch ideell gesättigtes Leben führen? Nach welchen Werten und Leitzielen hat sich dieses Leben auszurichten? Schließlich, wie muß ein solches Leben die Ressourcen von Freiheit und Verantwortung nutzen, ohne sich in der bloßen, wenn auch ständig höhergeschraubten Befriedigung der materiellen Bedürfnisse zu verlieren? – Also Lebensfreude, aber auch Lebenspflichten; Muße für sich selbst, aber auch Bewußtsein für andere und anderes; Seelenstärke, aber auch Neugier, Witz, Erfindergeist. Und so weiter. – Es kam, wie wir wissen, dann einiges anders, worauf ich zum zweiten Kapitel komme:

---

## Die Rückkehr der Ideologen

---

Es wird späteren Generationen obliegen, die weltgeschichtlichen Wirkungen voll zu ermessen, die seit dem *11. September 2001* eingetreten sind. Schon jetzt aber müssen wir feststellen: Dieses Datum hat die Geschichte auf bestürzende Weise umgepflügt. Wir sehen die Rückkehr von Ideologien einer äußerst militanten Prägung, mehr noch, die Legierung von Politik und Theologie zur »*politischen Theologie*« im Gewand des islamistischen Fundamentalismus. Ein neues und zugleich anderes Muster der Bipolarität zeichnet sich ab, das seither die neuen Bedrohungen diktiert: die säkularen Kulturen befinden sich im Widerstreit, schärfer formuliert: im Krieg, mit bekannten und weniger bekannten fundamentalreligiösen Gruppierungen und Parteien. Doch im Unterschied zu dem alten Gegensatz zwischen West und Ost beim Kampf der »Systeme« um die erfolgreichere Bewirtschaftung ihrer Einflußsphären verläuft diese neue Konfrontation *asymmetrisch*. Was heißt das? Kraft ihres Glaubens an das höhere Recht der heiligen Schriften und Doktrinen wähen sich die Ideologen und Agenten des Terrors zugleich diesseits und jenseits der Wirklichkeit – diesseits, indem sie diese zum Ziel ihrer Eingriffe bestimmt haben; jenseits, indem sie die Rechtmäßigkeit ihres Tuns nicht aus einer Verantwortungsethik für das Hier und Jetzt ableiten, sondern aus der Gesinnung eines »göttlichen Auftrags«. Bin Ladin und seine Gefolgsleute sind deshalb, wie ich dies früh nach der Attacke auf das New Yorker »*World Trade Center*« formulierte, »Mörder mit gutem Gewissen«.

Dieser paradoxen Form von *Überzeugungstäterschaft* vermögen die liberal-toleranten Gesellschaften des Westens zunächst nichts Ebenbürtiges – will sagen: nichts Ebenbürtiges in puncto Letztbegründungen des eigenen Tuns – entgegenzustellen. Deshalb ist der Krieg der Werte, der hier zum Austrag gelangt, ein asymmetrischer Krieg. Im übrigen arbeiten die Akteure der islamistischen Verschärfung vorzugsweise mit »totalen« und totalisierenden Argumenten. Im Schatten eines militant interpretierten Korans wollen sie festgestellt haben, daß die westlichen Zivilisationen gerade kraft ihrer freiheitlich-toleranten Verfassungen von Grund auf des Übels sind – Formationen und Sümpfe des Hedonismus und der materiellen Gier, der privaten Laster und der öffentlichen Heuchelei, dann auch Ableger des Kolonialismus gegen die alten Sitten und Traditionen des Orients, die sie im Zeichen der Globalisierung der Märkte zu ihrem eigenen Nutzen zersetzten und planierten. Kurz, es ist die Hure Babylon mit allen finsternen Masken urbaner Verführung, auf die es die Fundamentalisten abgesehen haben. Mit hoher Könnerschaft bedienen sie selber die Technologien des Erzfeinds, wo es darum geht, ihn mit Bomben und anderen Waffen aufzuschrecken, doch ihre Ziele sind sozusagen antiquiert: an Glaubens- und Daseinsformen festzuhalten, die alle Prozesse des Fortschritts gegen die Gefahren freiheitlich-selbstbestimmter Lebensführung verriegeln. Man kann es deshalb auch so sagen: der sogenannte »*clash of civilisations*«, den der amerikanische Politologe Samuel Huntington beschrieben hat, ist ein *Zusammenprall der Ungleichzeitigkeiten* – das avanciert kritische und selbstkritische Bewußtsein von »hypothetischen« Kulturen gegen das prononciert dogmatische, religiös zementierte Bewußtsein einer Rückkehr zu Ordnung, Gewißheit und Gebot.

Kein »Ende der Geschichte« also erleben wir heute, sondern ganz im Gegenteil eine Erneuerung des Fanatismus aus ideellen Motiven und eine Re-Ideologisierung

der Wahrheit zum Zwecke ihrer unbedingten Geltung – den aufgeklärten Gesellschaften von Madrid über Berlin und Paris bis nach Wien und Rom fällt wie ein Gespenst aus eigener düsterer Vorgeschichte der Terror in den Rücken. Welcher Art ist nun dieser Terror auf der gleichsam instrumentellen Seite? Er bedient sich derselben Strategien, die schon der Regisseur Fritz Lang – kurz vor Hitlers Machtergreifung – für die Figur seines »Dr. Mabuse« auslegte. Worauf nämlich beruht, unausgesprochen, der Systemerfolg der modernen, arbeitsteilig komplexen und ökonomisch vielfach vernetzten Zivilisationen jenseits der eigentlichen Arbeitsvorgänge? Auf dem *Vertrauen*. Auf der Annahme, daß »es« funktioniert, das raum-zeitliche Kontinuum einigermaßen homogen ist. Terror, dann, ist nicht nur der gezielte Schadensschlag, sondern mehr noch die Evokation der Angst, der Lähmung, des Mißtrauens – mit fatalen Effekten für jene enorm »hypothetischen« Vorgänge, wie sie sich insbesondere an den Märkten und Börsen abspielen.

Aber mehr noch: Wie Dr. Mabuse mit seinen Sabotage-Aktionen das politische System in die Rolle der Kenntlichkeit zwingen wollte – es sollte seinerseits die Züge eines totalitären Regimes annehmen, woraus weiteres Chaos entstanden wäre –, so will der islamistische Fundamentalterrorismus den »Westen« und natürlich vor allem Amerika zur Kenntlichkeit ihres »wahren Gesichts« provozieren: von Repression, Zynismus und Gewalt. Dann nämlich, unter den Bedingungen des Gegenschlags und vieler weiterer Maßnahmen, wäre es idealerweise so, daß sich die vermeintlich liberal-demokratisch verfaßten Staaten des Rechts in Diktaturen des Gegenterrors verwandelt hätten. Nun wäre der Lack von Vergnügen und Konsum und allgemeinem *Laissez-faire* endlich durchbrochen, zutage träte der harte und brutale Nihilismus der Unterdrückerkräfte.

Ich will diesen Punkt hier nicht weiter vertiefen, aber so viel ist klar: Seit dem 11. September 2001 findet die Debatte um das Verhältnis von Bürgerfreiheit und bürgerlichen Sicherheiten nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa unter deutlichem Spannungszuwachs statt. Mit anderen Worten, auch »systemimmanente« Werte der westlichen Gesellschaften – hier die Freiheit, dort die Sicherheit, die für die Wahrnehmung eines freiheitlich verantworteten Lebens die Voraussetzungen schafft – geraten in eine tendenzielle und tendenziell gefährliche Polarität zueinander. Über allem wölbt sich dann ein Grundproblem jedes freiheitlich-demokratischen Rechtsstaats – dieser Staat lebt von Voraussetzungen, die er nicht bedingungslos und um jeden Preis garantieren kann, ohne sich dabei selbst zu unterlaufen; konkret: Wenn der Staat der Menschen- und Bürgerrechte, um eben diese Rechte aufrecht zu erhalten, auch nur temporär zum Polizeistaat geworden ist, hat er sich an seinen fundamentalen Voraussetzungen vergriffen. Dies stellt ein Dilemma, von dem wir nur hoffen mögen, daß es nicht – wie etwa *mutatis mutandis* in Rußland – die politischen Realitäten einholen wird.

Denn es ist – wiederum auch von den Werten her beurteilt – die große Errungenschaft der europäischen Aufklärung gewesen, das Politische als den Begriff der Verständigung über das Öffentliche vom Ideologischen als der Wirklichkeit privaten Bekenntens und Glaubens wenigstens der Theorie nach abgetrennt und unterschieden zu haben, und von der Anerkennung dieser *Differenz*: daß wir Menschen politisch irgendwie zusammenkommen und uns in Mehrheiten konstituieren müssen, dabei aber als Individuen durchaus unseren persönlichen Ideen und Optionen folgen sollen, leben heute bekanntlich die demokratischen Kulturen der Freiheit. Sie sind daher,

letztlich, *bekennnisschwache* Kulturen: ihre Werte und Wertsysteme gelten nicht mit fundamentalem Anspruch.

Daß wir aber überhaupt inzwischen schärfer über diese unsere Kulturen nachdenken und sie nicht mehr unbefragt nur als Hintergrund für das Leben im Alltag hinnehmen, verdanken wir just der Konfrontation mit dem Weltbild und den Werten des Fundamentalismus jeglicher Couleur. Wir sind, wenn ich es etwas dramatisch formulieren darf, aus dem Schlaf gerissen und müssen uns inzwischen mindestens zwei Fragen an unser eigenes Selbstverständnis stellen. Damit komme ich zum letzten Kapitel meiner Ausführungen.

---

### Zukunftsfragen und Zukunftschancen nach der Aufklärung

---

Um welche Fragen handelt es sich hierbei? *Erstens* um die Frage, wie wir – letztlich auch persönlich – mit doktrinären Ideologien und ihren Herausforderungen umgehen. *Zweitens* um die Frage, wie wir uns selbst dabei begreifen und unsere Freiheit für die Zukunft gestalten wollen. – Zunächst zum ersten Problemkreis. Ich denke, daß es für aufgeklärte Kulturen wie die westlichen keinen Weg zurück, nämlich hinter die Werte von Freiheit, Verantwortung und Selbstbestimmung, gibt. Das heißt jedoch weiter, daß diese Werte den Menschen im Grunde genommen als ein *Universale* zukommen. Es gibt also auch für uns gewisse Grenzen der multikulturellen Toleranz, will sagen: Wir können unsere Einfühlung in das »Andere« nicht so weit treiben, dann auch hinzunehmen, daß fundamentalistisch-totalitäre Systeme ihre Menschen – Männer, vor allem Frauen und Kinder – in deren Autonomie zusammendrücken. Ein Regime wie jenes der Taliban in Afghanistan oder jenes von Saddam Hussein im Irak verdiente keinerlei Verständnis.

Eine *Politik der Stärke* im Umgang mit solchen Diktaturen für Seele, Geist und Leben ist notwendig. Sie kann sich freilich weder als schiere Realpolitik von eher zynischem Zuschnitt definieren noch die ideologischen Auseinandersetzungen so dilettantisch führen, als gelte es allein, die Werte etwa des »*American way of life*« durchzusetzen. Später in seinem Leben bekannte der scharfsinnige amerikanische Außenpolitiker George Kennan, der als erster vor den Gefahren und Realitäten des Sowjetkommunismus gewarnt hatte, daß er es damals leider unterlassen habe, auch die intellektuelle Debatte um die Grundüberzeugungen in betreff auf ein menschenwürdiges Dasein zu eröffnen. Anders gesagt, Standfestigkeit im Politischen – bis zur manchmal notwendigen Intervention mit militärischen Mitteln – bedarf zugleich der Bereitschaft und der Kompetenz, zu *argumentieren*. Dies gilt ebenso für den Konflikt zwischen Israel und Palästina wie für andere Krisenherde, von Bagdad über Teheran bis nach Südostasien. Solange ein palästinensischer Selbstmord-Kandidat behaupten kann: »*The Americans love Coca Cola, but we love death.*«, steht die Sache noch denkbar schief. Daß die Menschen letztlich besser leben, wenn sie frei und dann im Wohlstand ihrer eigenen Leistung leben, bedarf der Ermöglichungen: politisch wie kommunikativ.

Was lernen wir nun, zweitens, daraus für unsere eigenen Kulturen? Sie bedürfen ihrerseits wieder einer stärkeren Reflexion auf das, was sie uns wirklich *lebenswert* macht. Nicht nur im Spannungsverhältnis zwischen sozusagen progressiven und rückständigen Zivilisationen machen sich Phänomene der Ungleichzeitigkeit bemerkbar. Daß Traditionen und Gewohnheiten verschwinden, lebensweltliches Ver-

trauen und verlässliche Orientierung wegbrechen, daß das Neue ständig »neuer« wird und die Funktionsgesellschaft eine bald atemberaubende Agilität in puncto Lernkompetenz verlangt, daß wir auch noch davon träumen, wie die biophysische Ausstattung der Gattung fortwährend zu verbessern und damit auch das Altern in beinahe ewige Jugendlichkeit zu verändern wäre, das meint, auf der anderen Seite, eine unerhörte Beanspruchung, vielleicht schon Überlastung unserer seelischen und mentalen Kapazitäten. Der Geist der »*new technologies*« ist aus der Flasche, und schon scheint es, als liefen wir unseren Lebensoptimierungsprogrammen wie Marionetten hinterher.

Wo schöpften die Menschen früher Energien? In der *Familie*, die aber heute oft bloß ein *patchwork* von Lebensabschnittskonstellationen mit entsprechend vielfältigen Aufgaben für alle Beteiligten ist. In der Umgebung, sprich: in der *Natur*, die aber heute oft bloß zu einem Freizeiterlebnispark verpflügt wird, worin wiederum athletische Kräfte und Tüchtigkeiten gefordert sind. In der *Stille* des Wochenendes mit Kirchgang und Verwandtenbesuch, die aber heute vom lautlosen Lärm unentwegter Aktivitäten abgelöst scheint. Früher, so war zu bemerken, schlich sich auch gerne einmal die Langeweile ins Dasein – etwa als Wahrnehmung eines Mangels an Möglichkeiten. Heute könnte einen die Verzweiflung packen, wenn irgendwie vernünftig sortiert und selektioniert werden müßte, was an Optionen und Lenkungen, an Signalen und Verführungen buchstäblich auf der Straße liegt. Fernsehen und Mobilfunk, Internet und rasende Mobilität, Dauerfitness und Renterstress lassen für das Philosophische am Leben kaum noch Raum. Nicht mehr die Millionen auf seinem Konto definieren den Reichen; wirklich reich ist er, wenn er einmal unbedenklich über eine Ressource gebietet, die heute das Wertvollste ist: *Zeit zu haben*. Zeit für sich und andere, für Emotionen und Erinnerungen, für Zuneigung und Liebe zu Mensch und Ding.

Ich bitte um Nachsicht, wenn meine Ausführungen nun doch noch etwas »pastoral« geworden sind. Das ungeheure Kapital an Werten und Daseinschancen, das die *vita activa* des mündigen Bürgers und Menschen in den vergangenen fünfzig Jahren beigebracht hat, braucht uns – seine Promotoren und seine Nutznießer – als verständige, umsichtige und zukunftsbewußte Haushälterinnen und Haushälter seiner Kapazitäten. Zur Kunst, entsprechende Werte zu bestimmen und zu verwirklichen, gehörte dann auch das *Weglassen*, das Unterscheiden von Wichtigem gegenüber Wichtigem, die Verdichtung der eigenen Lebenszeit und schließlich eine gewisse Heiterkeit, sich selbst nicht allzu wichtig zu nehmen und stattdessen auch anderen Ortes Gutes zu tun. Das wäre also auch ein Programm für künftige Sozialisationen in der Lebenswelt.